

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1914

335 (3.12.1914) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Zum 5. Dezember.

Die Zeit ist ernst, durch's Land zieht Schmerz und Leid

Der Friedensengel geht im Trauerkleid

Und täglich werden Wunden neu geschlagen.

In Ost und Westen loht die Glut so rot

Und unbarmherzig mäht der Schnitter Tod

Die Lehren, die uns Ernte sollen fragen.

In dieser schweren Zeit der Not und Pein

Da läuten Glocken einen Festtag ein,

Die stimmen freudig trotz dem Ernst die Herzen,

Wir feiern heut der Fürstin Wiegenfest,

Die Gott die große Zeit erleben läßt,

Der Fürstin, die geprüft in Leid und Schmerzen.

Und nun ward ihr im Alter noch ein Feld,

Das ihre Liebe ruhelos bestell,

Ein Vorbild sind für Alle ihre Taten;

Die Kranken sucht sie auf im Logarett

Trägt Sonnenschein von Bett zu Bett,

Ihr Tun ist wie sie selbst von Gottes Gnaden.

Als Mutter ehrt sie nicht umsonst das Land,

Denn ihre milde segensreiche Hand

kennt in der Nächstenliebe keine Grenzen.

Unendlich reich ist ihrer Liebe Saat

Sie lehrt den Schwachen bei mit Rat und Tat

Und sieht den Dank aus feuchten Augen glänzen!

So bitten wir für sie zum lieben Gott,

Dass er durch diese schwere Zeit der Not

Die gute Fürstin uns erhalten möge,

Die Kriegsnot ende und beim Siegesjag

Ein lichter Engel unter Glodenklang

Die Friedenspatme auf die Wunden lege!

Romeo.

Kleine Kriegsbilder.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Seitliche Raue.

In Anmerken traf ich kurz vor der Einnahme des nächstgelegenen menschenleeren Straßens einen Mann, der sich in einem Winkel versteckt hatte und ganz ruhig umherzirkelte. Er fragte mich, ob ich ihm nicht behilflich sein könne; er habe, nachdem er in den letzten Tagen sehr schlechte Unternehmungen erlebt, die Erlaubnis erhalten, sich ein Privatquartier zu suchen. Nach einiger Weile fanden wir ein Haus, das einem entsetzlichen Soldaten gehörte, der während der Belagerung als deutscher Deutschfreund viel zu leiden gehabt hatte. Ich sorgte dafür, daß der milde Vaterlands- und patriotischer zunächst etwas Ordentliches zu essen bekam und sah ihn mir dann bei Lichte näher an. Er war ein kleiner, aber mit seltsamen erlöschenden Augen. Er sah da wie eine Hochstapler, regte sich nicht und konnte nur mühsam die Antwort auf meine Fragen finden. Zuert ich ihm ob es auf die Erlaubnis, auf die Strapazen, welche gerade unsere Jünglinge bei der Eroberung der härtesten Belagerung der Welt hatten auf sich nehmen müssen; und um ihn auf andere Gedanken zu bringen, wollte ich ihn von seiner Heimat und seinen Lieben zu erzählen lassen. Es wirt ja immer Wunder, wenn unsere Soldaten im Felde einem mit- und wunden Menschen von daheim berichten dürfen. Und Wunder wirkte auch diesmal meine Frage, aber anders als ich es gedacht hätte. Ganz langsam schen das erstarrte Blut in ihm rege zu werden, in die toten Augen trat ein schrecklicher Glanz, je mehr er erzählte und zuletzt hatte ich einen Giebetenden vor mir, während mir selbst fast das Herz still stand.

Er war ein Handwirt aus der österrösischen Rhein- gegend, hatte seinen väterlichen Hof mit einer guten Frau, die er jung geheiratet in Ordnung gehalten um zu waschen, und war auf dem Wege zum Hofmeister, als der Krieg ausbrach, der ihn zu den Waffen rief. „Acht Jahre hatte ich schon und zwei Kinder, mein Herr, und als ich den Hof bekam, legte ich nur zwei Kühe mit, denn wir waren ein kleiner Bauer. Und im nächsten Jahr hatte ich einen neuen Stall gebaut.“ Da kamen die Russen. „Jeden Mann können ja die Schiffe nichts aus- machen, wenn sie gleich acht gegen einen angehen. Aber gegen die Weisheit da hatten sie Mut. Meine alte Mutter haben sie mit dem Beil er- schlagen und meine Frau und die beiden Kinder, haben von acht und sieben Jahren, die haben sie geschändet, ehe sie ihnen die Kehle abgeschnitten haben.“ Ruhig, als lese er in der Bibel, so flos- sen die trübseligen Worte von den Lippen, aber das Gesicht war das eines raubenden Menschen. Ich möchte ihn nicht so hoffnungslos ja jeder Versuch des Trostes verlor sich doch manches übertrieb, besonders in den Augen, wo alle Einwohnern geschildert sind. „Denn was ist denn da zu zweifeln“, antwortet er und zieht aus seiner Brusttasche die sauber zusammengefal- tene Briefe eines Dorfkapitän und des Ge- wehrregiments hervor, die in schlichten Zügen das Grauliche, Unfassbare berichten. „Ich war nicht dabei, ich habe meine Kinderchen nicht gesehen kön- nen, aber der Herrgott hat gewollt, daß ich noch da bin. Zweimal hab ich schon darum gebeten, daß man mich in den Dänen gegen die Russen läßt. Man hat mir's abgelehnt, aber ich komme noch hin. Ich hab' der Herrgott zur Raue bestellt. Den Regimentschef hab ich nicht, an Weibern und Kindern hab ich kein Deutsch, aber die Kerle! Behn' ich mir daran glauben, ehe mich eine Kugel trifft.“ Er schweigt eine Weile und fährt dann mit seiner Erzählung fort, als ob er zu sich selbst spräche: „Ich hab' mich nicht erkühnt, habe ich einen Haß in mir. Aber hier die Belgier und die Franzosen, die haben in ihrer Dummheit in den Krieg gegen uns ge- gangen, die habe ich gar nicht. Nur die Russen, die Schergen, die Weibermörder, die Kinderhändler.

Ich werde noch einmal darum bitten, daß man mich nach dem Dänen läßt. Aber wenn man's mir nicht erlaubt, dann ist's auch gut. Dann hebe ich mir die Raue auf, bis ich an die Engländer komme, die die Russen auf uns gehetzt haben. Und dann...“ Er dreht das Gewehr, das er zwischen den Knien hält, um und hebt den Kolben hoch. „Da soll Weinen sein und Zähneklappern, bis ich selber wieder weinen kann, um meine Kinderchen, um meine gute Frau und um meine alte Mutter.“

Das Essen steht auf dem Tisch, der Mann sieht es gar nicht, sondern schaut mit seinen weiten glän- zenden Augen wie in eine ferne andere Welt. Da hilft kein Zuspruch. Er wehrt meine Worte ab. „Lassen Sie's mal, guter Herr, ich bin kein Mensch mehr. Als wir die Hethstellung gestirmt haben, gegen die belgischen Maschinengewehre, sind alle Kugeln, die auf mein Herz gezielt waren, rechts und links vor mir ausgefallen. Mich hat der Herrgott zur Raue dergelassen.“

Heißes Apfelsin.

Im Argonnenwalde hatte eine Abteilung Schwaben, meist Leute aus der Bodenseeregion, manchen langen Tag und manche längere Nacht im Schützen- gruben gelegen. Als sie endlich abgelöst und zum Ausruhen in ein weiter rückwärts gelegenes Dorf geschickt wurden, hatten sie vor lauter Erleben mit Grauen und Ekel schon ganz vergessen, was Käs- wäpfele oder Koblöche für himmlische Genüsse sind. Erst als sie den Gebieten der Kultur näher kamen und in den schon blätterleeren Obstgärten die vielen Zentner von schweren goldenen Äpfeln hängen sahen, richteten sich im Magen der braven Schwaben Heimaterinnerungen. Die Franzosen lassen das Obst im Kriegsgebiet selbst da, wo sie schon Not leiden, ruhig an den Bäumen verkommen, weil sie es durch die von den Schlachtfeldern ausgehenden Fliegen für vergiftet halten, und viele deutsche Führer haben, wegen der Nützlichkeit, den Genuß rohen ungeschälten Obstes streng verboten. Aber dagegen hatten die Offiziere natürlich nichts einzu- wenden, daß sich die Leute im Vorüberziehen ihre Brotbeutel voll der schönsten überreifen Reinetten und Parmänen füllten, um am Rastorte einen guten Kessel voll heimlichen Apfelsinens zu kochen.

Das Quartierdorf B., in dem man ziemlich müde eintraf, war zwar vom Kriege schon wüst mitge- nommen, aber in der Küche eines halb abgebrannten Gasthauses fand man noch einen brauchbaren Herd und bald brodelte ein großer Kessel voll Apfelsinens über der Flamme. Mit der Raue konnte man schon einen Vorstoß auf das herrliche Essen nehmen, das nach der langen Gewöhnung an die nahrhaften Hülsenfrüchte des Schützen- gruben märchenhafte Genußorgien versprach. Da er- öffneten die Franzosen ganz unerwartet und im- programmäßig ein so heftiges Feuer auf das Dorf, daß dessen schnellste Räumung befohlen werden mußte. Der Hauptmann ludte sein Pferd, konnte es nicht finden und mußte schließlich ohne das ge- treue Tier nach dem Sammelplatz im Walde hinter dem Dorf zurück. Dort kam ihm sein Vorgesetzter mit dem Pferd bereits entgegen und wurde für seine Unachtsamkeit bestraft. Doch er schüttelte traurig den Kopf: „Aber das Apfelsin, Herr Hauptmann! Das Apfelsin haben wir vergessen!“ Und voll- ständige Erklarung es in der Kunde von den Lippen der Männer, die eben alle Knapp ihr Leben gerettet hatten, wie das Schmelzen verwöhnter Kinder: „Das Apfelsin müssen wir noch holen.“ Und rich- tig, nachdem das Feuer der Franzosen etwas nach- gelassen hatte, erwiderten sich ein paar Leute die Erlaubnis, den Kessel mit dem Apfelsin aus dem Dorf herauszubringen.

Die anderen warteten wie auf eine Weihnachts- bescherung, bis die Kameraden mit dem dampfenden Kessel am Ortsausgang erschienen, als plötzlich die- ser vom Feinde mit Schrapnell besetzt wurde, so daß der Eigentümer nichts übrig blieb, als das schwere Gefäß abzulegen und eiligst Deckung zu suchen. Nur folgten Stunden voll Tantalusqualen. Die Franzosen mußten infolge falscher Nachrichten wohl der Meinung sein, daß aus dem gänzlich ver- lassenen Dorfe starke Kräfte gegen sie vorbrechen würden und bekreuzten daher den Eingang un- terbrochen mit ihren Hinterhaken. Dabei hand doch nichts dort als der mitten auf der Straße verlassene Kessel mit Apfelsin, über dessen Schicksal ein paar Dutzend hungrige Soldatenaugen aus der sicheren Deckung im Walde eifersüchtig wachten. Schließlich machte sich gar von jenseits eine französische Pa- trouille, während der Apfelsinkessel, wie man durch das Glas beobachten konnte, noch immer leide dampfte, als ob er den Rekord des berühmten Züricher Dreibreitkopfes schlagen wolle. Die Pa- trouille wurde durch ein paar Gewehrschüsse ver- trieben und endlich schienen sich die Franzosen von der Kuchlosigkeit ihrer Munitionsverschwendung zu überzeugen. Da wurde dann bei einbrechender Dunkelheit der Kessel geholt.

Das Apfelsin war nun schon recht gut abge- kühlt, aber Johann Peter Debel, für den das eine Geschicht zu ganz nach seiner Art gewesen wäre, würde sagen, daß es gleichwohl doch recht heißes Apfelsin gewesen ist, das die Schwaben auf ihrem Hauptplatz im Argonnenwald an jenem Abend ge-essen haben. Und sicher hat keinem von ihnen das Gericht in seinem Leben besser schmeckt.

W. Schuermann, Kriegsberichterstatter.

Die Schlacht bei Orléans.

(Zur Erinnerung an den 3. u. 4. Dezember 1870.)

Nachdem die Franzosen durch die Uebergabe von Sedan eine Niederlage sondergleichen erlitten hat- ten, nachdem Metz gestürzt und Paris umschlossen war, hatte die Stadt Orléans als strategischer Punkt die größte Wichtigkeit gewonnen. Von hier aus sollten nach dem Befehl der französischen Ober- leitung die Operationen ausgehen, um die be- lagerte Hauptstadt zu entsetzen; hier sollten sich die Heere aus dem von Feinde unberührten Süden zum kräftigen Vorstoß versammeln. Deshalb setzten aber auch die Deutschen alles daran, um Orléans in ihre Hände zu bekommen. Es gelang ihnen auch am 11. Oktober, die Stadt zu ertünnen, doch sahen sie sich nach der blutigen Schlacht bei Coulmiers am 9. November, dem einzigen großen Siege, den das französische Heer 1870 errungen hat, genötigt, Orléans wieder zu räumen, das nun das Hauptquartier des Generals Aurelles de Pa- lades, eines der unglücklichsten französischen Stra- tegeren wurde. Die französische Loire-Armee ver- fügte über etwa 200.000 Mann, war also zahlen- mäßig stark genug, um die Operationen der Zer- störungsarmee ernstlich zu gefährden. Aber sowohl

bei Beaune-la-Rolande wie bei Loigny am 28. No- vember und 2. Dezember wurden ihre Vorstöße von den Deutschen zurückgeschlagen, die nun ihrer- seits am 3. Dezember unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl zur Offensive übergehen konnten. Bei dem Bleden Artenay, der zwanzig Kilometer nördlich von Orléans liegt, begann in den Morgenstunden des 3. Dezember der Kampf. Nach kurzem Gefechte waren die Deutschen Herren des Städtchens und konnten nun von allen Seiten auf das Ziel losgehen, das der mit gewohnter Klarheit abgefaßte Tagesbefehl des „Roten Prin- zen“ vorgezeichnete hatte: das Schloß Orléans, das einen wichtigen Punkt auf der großen Straße Paris-Orléans darstellte. Durch geschickte Aus- nützung des Geländes, das dem Eingreifen der Artillerie günstig war, drangen die Deutschen schnell vorwärts bis zu dem Dorf La Croix Briquet, wo die Franzosen anfangen, ernstlichen Widerstand zu leisten. Ein erbitterter Kampf setzte ein. Bald standen La Croix Briquet und noch ein paar andere Dörfer in Flammen. Blutig rot zeichnete sich der Brand am trüben Winterhimmel ab. Endlich, gegen vier Uhr nachmittags, konnte der kommandierende General von Manstein den Befehl zum Sturmangriff geben und die brennen- den Dörfer erobern. Unterdessen brach die Dunkelheit herein. Trotzdem drang aber eine bayerische Division bis zum Schloß Orléans vor und zwang den Feind, in der Richtung nach Or- léans zurückzuziehen. Damit war das befohlene Ziel erreicht.

Durch starke Vorpösten wurde nun das eroberte Gelände bewacht. Dann begann, am 4. Dezember beim Morgengrauen, von neuem der Vormarsch, dessen Ziel die Stadt Orléans selbst war. Zunächst handelte es sich darum, die Linie Orléans-Orléans auszugleichen, in der die Franzosen in vorzüglichen Verhältnissen die Angreifer erwarteten. Ver- gebens versuchten die französischen Truppen noch einen Vorstoß zu unternehmen, der ihnen Lust verschaffen sollte. Sie konnten trotz tapferster Ge- genwehr nicht verhindern, daß ihre Hauptstellung von den deutschen Truppen umgangen wurde. Um die Mittagsstunde nahmen die Deutschen unter lauten Hurra das Dorf Orléans in Besitz, vertrieben die Franzosen auch aus den weiter west- lich gelegenen besetzten Feldstellungen und war- fen sie auf Orléans zurück. Nach ging der deut- sche Vormarsch noch ein paar Kilometer weiter, dann aber stockte er. Denn nun kam man in das Weichbild der Stadt und damit in ein äußerst schwieriges Gelände. Ein unübersehbares Gewirr von Häusern, Mauern, Gärten erfüllte hier den Raum; zahlreiche Weinberge boten dem Feinde vorzügliche Deckung, und starkbesetzte Schützengraben durchzogen die ganze Gegend. Die Franzosen wüsten auch wohl, wie entscheidend die- ser Tag war und kämpften mit dem süßen Blut der Verzweiflung. Tod und Verderben spien die Häu- ser auf die Angreifer; Mauer um Mauer mußte in hartnäckigen Kämpfen genommen werden; aber trotz dieser Schwierigkeiten kamen die Deutschen vorwärts. Nur zu schnell brach die Nacht herein. Nicht vor den Toren von Orléans standen nun die deutschen Truppen und schauten schmerzhaft zu der stolzen Stadt hinüber, die im kalten Nichte des Mondschweines so greisbar deutlich vor ihnen lag. Man war deutscherseits auf hartnäckigen Wider- stand von Orléans gefaßt, und man wollte daher seine Eroberung auf den 5. Dezember verschieben. Da aber veränderte der Großherzog von Weck- lund nach ein letztes Mittel, um den Gegner zur Nachgiebigkeit zu bringen. Unter Androhung des Bombardements forderte er die Uebergabe der Stadt und erhielt zu seiner freudigen Ueber- reichung von dem feindlichen Kommandanten die Antwort, daß er zu Unterhandlungen bereit sei. Bald darauf konnte Großherzog Friedrich Franz dem Prinzen Karl melden, daß er um elf einhalb Uhr nachts mit seinen Truppen in Orléans ein- gerückt sei.

Die Franzosen hätten diesen wichtigen Platz zweifellos länger halten müssen. Aber ihre Dis- ziplin war durch die vielen verlustreichen Gefechte der letzten Wochen stark gelockert. Viele von ihnen ließen sich willig gefangen nehmen; ihre Span- kraft war gebrochen und reichte zu weiteren Kämp- fen nicht mehr aus. Auf den breiten Boulevards, die Orléans durchziehen, lagen in wüster Anord- nung große Mengen von Gewehren, gefüllten und leeren Patronentaschen, Tornister und Säbeln. Auch fiel eine ganze Reihe von Geschützen in die Hände der Deutschen, die von den Bedienungsmannschaften nicht einmal unbrauchbar gemacht worden waren. Alles das war ein Beweis für die Zerrüttung der französischen Armee, wie denn auch der französische General Chanzy in seinem Buche über die Kämpfe an der Loire herrlich be- zeugt: „Unter Mützung erfolgte in unbeschreiblicher Verwirrung.“ Die letzte französische Hoffnung war mit der Uebergabe von Orléans zusammen- gefallen. Im deutschen Hauptquartier aber herrschte über die Befreiung der Stadt großer Zu- weilen, der bald wiederholte in allen Gauen des deut- schen Vaterlandes.

Allerlei.

Ein Tunnel zwischen Deutschland und Frank- reich. Cabasno-Menda, der Berichterstatter des „Giornale d'Italia“, der erst kürzlich im Großen Hauptquartier weilte, hat sich jetzt auf den Kriegs- schauplatz im französischen Lothringen begeben und weiß von dort viel des Neuen und Interessanten zu erzählen. Dieser Krieg, schreibt der Italiener seinem Blatte, „der ganze Kontinent verdrückt und verwirrt, hat sich wenigstens an einem Punkt als eine Werte schaffende Kraft erwiesen. Es ist das die Gegend zwischen Jofel und Groß-Moyeuwe. Während er sonst zerstört, hat der Krieg hier aus- nahmsweise etwas aufgebracht. Die Geschichte hat einen stark komischen Einschlag und ist schon des- halb der Wiedererzählung wert. Seit Jahr und Tag wurde zwischen den Regierungen in Berlin und Paris über den Bau eines Tunnels verhandelt, der quer durch Deutschlands und Französisch-Lothringen geführt werden, und der das auf demselben Gebiet liegende Groß-Moyeuwe mit dem französischen Dertchen Jofel verbinden sollte. Die Regierung der Republik hatte aus militärischen Erwägungen den deutschen Vorschlägen stets ein energisches Nein entgegengesetzt. Die Verhandlungen boten so ein Bild, das etwa dem der über den Kanaltunnel ge- führten Debatten glich. Als nun die Deutschen die Franzosen endgültig aus diesen kritischen Gebieten

verjagt hatten, galt ihr erster Gedanke dem viel- besprochenen Tunnelbau. In vierwöchentlicher Arbeit hatten die deutschen Pioniere den Berg durchbohrt, und heute ist Groß-Moyeuwe mit Jofel durch einen Schienenstrang verbunden, der bereits in Benutzung genommen worden ist, und der die Strecke nach Verdun um hundert Kilometer verkürzt. Es ist wohl das erste Mal in der Ge- schichte des Eisenbahnwesens, daß eine Station sich einen Weg im Nachbargebiet gegen den Willen des Besitzers bahnt. Ehe ich meine Reise nach Jofel fortsetzte, verlangte es mich, nach Jofel zu gehen, um mir diesen Tunnel, der in den Annalen des Eisenbahnwesens ein Unikum bildet, einmal anzusehen. Eine kleine Abteilung Pioniere war, als ich ankam, gerade dabei, ihre Arbeitsgeräte auf einen Karren zu verladen, da sie nach getaner Ar- beit den Befehl zum Abmarsch erhalten hatten. Ein paar Schritte von der Arbeitsstätte spielten in aller Ruhe ein paar Kinder mit den Kugeln, die die Soldaten vom Geleis geräumt hatten. Rings- um bis zu den hochragenden und verlassenen Hood- öfen von Creuot breitete sich das ideo Land, dessen Stille und Gleichgültigkeit mich unwillkürlich an das glänzende Festgepräge denken ließ, mit dem man in Friedenszeiten die Eröffnung einer neuen Bahnlinie zwischen zwei großen Nachbarländern begrüßt hätte. Hier vollzog sich das Ereignis un- beachtet, ohne alle Zeremonie, ohne Honoratioren im Gehrock und Zylinder, ohne die unvermeidliche Begleitmusik pompöser Reden, ohne jeden Hin- weis auf die Völkerverbrüderung durch das länder- einende Schienenband und andere Gemeinplätze die- ser Art.“

Geutlemans Ende. In der „Neuen Freien Presse“ plaudert Raoul Auernheimer über dieses Thema. Er sagt, daß jetzt nicht nur Männer, son- dern auch Begriffe und Worte sterben, und be- merkt dann u. a.: Eines dieser Worte, das bereits tot ist und von dem sich nicht einmal behaupten läßt, daß es auf dem Felde der Ehre gefallen wäre — auch Worte können rühmlich und unruhiglich sterben — ist das englische Wort „gentleman“ in seiner kontinentalen Bedeutung; wohlgeriff: in seiner kontinentalen, denn in England wird es auch noch diesem Kriege Männer geben, die man „gentlemen“ nennen wird, und sogar solche, die die- se Benennung verdienen werden. Tot hingegen, für alle Zeiten tot, ist der Gentleman als mora- lischer Exportartikel, der vorzugsweise in Deutsch- land konsumiert wurde; der Gentleman made in Germany oder doch for Germany, den wir uns so lange als ein sittliches Ideal haben aufschwagen lassen. Er ist bellständig an jenem Augusttage ge- storben, an dem Sir Edward Grey als der Bewöl- kungsmächtige seines Landes die Maske der Unfähig- keit hat fallen lassen und sich ohne weitere Beschrän- kung zur Politik eines grundlosigen Eigennutzes bekannt hat. Sir Edward Grey ist ein Gentleman sicherlich. Nichtsdestoweniger hat er im diplomati- schen Spiel gemogelt, so daß es hinfort als aus- gemacht gelten darf, daß man recht wohl ein Gent- leman sein und dabei doch die Karte biegen könne. Mit einer so weitausgehenden Ehrenhaftigkeit kann der deutsche Geist nichts anfangen; es ist besser, er überläßt sie dem mürremürrigen Nachbar zum alleinigen Gebrauch. Freilich, die Schuld an diesem Mißverständnis, dessen Aufhebung seit ein Jahr- hundert in Anspruch nahm, liegt auch an uns; denn wer hat uns gelehrt, in dem trügerischen fremden Wort die Ehrenhaftigkeit als wichtigen Bestandteil zu vermuten.

Soldat und Tabak. Man schreibt der „Zitt. Bzt.“: Daß der Tabak in seinen verschiedensten Verbrauchsgestalten heute bei unseren Soldaten in hohem Ansehen steht und ihnen für ebenso unent- behrlich gilt wie Essen und Trinken, das hören wir alle Tage. Die Vorliebe des Kriegsmannes für dieses Teufelszeug, wie es Nichtstauer nennen, muß aber schon lange bestehen. Das geht u. a. auch aus einem Volkslied hervor, das nach Karl Simrods „Die deutschen Volkslieder“ (Frank- furt a. M., 1851) hier wiedergegeben sei:

Der Soldaten Tabakslied.

Und wenn der edle Rauchtabak nicht wär,
Stünd mancher Berliner Laden leer,
Der früh und spät seine Nahrung hat
Vom edlen Rauchtabak.

Und wenn der Soldat zum Manöver zieht,
So nimmt er seine Pfeife mit,
Damit er was zu rauchen hat
Vom edlen Rauchtabak.

Commandirt der Offizier commode gehn,
So läßt er Alles liegen und stehn,
Nimmt die Pfeif zur Hand, die wird angebrannt
Vom edlen Rauchtabak.

Tornister, Tacko und Gewehr
Drücken ihn nicht halb so schwer,
Wenn er was zu rauchen hat
Vom edlen Rauchtabak.

Und wenn der Soldat in blutiger Schlacht
Zum Invaliden wird gemacht,
Voh-Himmel Sapperment! Die Pfeif angebrannt
Vom edlen Rauchtabak.

Er raucht und schmaucht, so lang er lebt,
Und wenn man endlich ihn begräbt,
Voh Sapperment! Nun hat ein End
Der edle Rauchtabak.

Kriegshumor. Interessant. Baner (der vom Lehrstuhl rasiert wurde): „Na, der Bengel hat mich wieder schön zugerichtet.“ — Bader (tröpfend): „Nach Dir nichts draus, Sepp. Jetzt sieht D' aus, als wenn D' grad aus 'm Krieg zurückge- kommen wär.“

Rechfertigung. Ein Landwehrmann hat auf Patrouille einen kleinen Trupp Gefangener ge- macht, die den verschiedensten Völkernamen ange- hören. „Na“, fragt ein vorüberziehender Mann er- freut und verwundert, „was bringt Du denn da für eine sonderbare gemischte Gesellschaft?“ — „Ja“, meint der Landwehrmann treuherzig, „entschuldigen S. Herr Sergeant, wir haben leider keine Zeit mehr g'habt, daß wir 'n bißl nach der Far' so- rtiert hätten!“

Feine Raife. Feldwebel zum Soldaten, der von seiner Kompanie verprengt gewesen: „Wie hast denn Du Dich wieder so gut zu uns zurück- gefunden?“ — Soldat: „Ich hab' 'n a' feine Raife, und weil der Wind günstig war, hab' ich mich von Zeit zu Zeit orientieren können, wenn der Kopf den Dedel von der Gulafschonke abg'fob'n hat.“

(Krause Blätter.)

Handel, Gewerbe und Verkehr.

(Nachdruck der mit einer Chiffre versehenen Artikel ist nur unter Quellenangabe gestattet.)

Eine Stimme der Vernunft aus Amerika.

Ein angesehenes amerikanisches Bankier richtet an ein hiesiges Bankhaus folgenden Brief:

Newyork, 15. Nov. 1914. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich Ihr Bericht erfreute, gibt er mir doch eine willkommene Gelegenheit, auszusprechen, welche aufrichtigen Sympathien ich für meine deutschen Freunde bei den schweren Prüfungen, denen Sie und Ihr Land ausgesetzt sind, hege.

Ich habe die feste Überzeugung, daß der Krieg in diesem Umfange hätte vermieden werden können, hätte Albions Perfidie und Eifersucht den Weltenbrand nicht entfacht.

Erwägungen über Abänderung der Reports bei den Getreidehöchstpreisen.

Mit dem 1. Januar nächsten Jahres beginnt die Gewährung der sogenannten Reports, d. h. der Entschädigungen, die den Landwirten, Müllern und Händlern dafür gezahlt werden, daß sie im Interesse einer gleichmäßigen Beschickung des Marktes ihre Getreidevorräte teilweise in Vorrat halten.

Wirtschaftsleben.

Badisches Staatsschuldbuch. Ende November 1914 betragen die Eintragungen in das Badische Staatsschuldbuch 45 307 700 Mark.

Ausnahmetarif. Halbbantlich. Für die bereits eingeführte Frachtermäßigung für Margarine und Butterschmalz für die Dauer des Kriegs wird mit Gültigkeit vom 30. November l. J. ein besonderer Ausnahmetarif ausgegeben.

Rückgang der Ausfuhr englischer Textilmaschinen. In den ersten zehn Monaten dieses Jahres ist die Gesamtausfuhr englischer Textilmaschinen dem Wert nach von £ 6 815 709 auf £ 5 306 427 gegen den gleichen Zeitraum des Vorjahres zurückgegangen.

Berlin, 2. Dez. Aus Kopenhagen wird dem „L.-A.“ gemeldet: In London ist eine große Anzahl falscher Pfundnoten entdeckt worden.

Berlin, 2. Dez. In einem Artikel über den Zusammentritt des Reichstags kommt der „Vorwärts“ auf die Festsetzung der Höchstpreise, den weiteren Ausbau der Unterstützungseinrichtungen, die Deckungsfrage und die Frage der Freiheit der Presse zu sprechen.

Wien, 2. Dez. In den letzten Tagen sind noch zahlreiche große Anmeldungen auf die Kriegsanleihe eingelaufen.

Bern, 2. Dez. Der Bundesrat hat das Ausfuhrverbot auf pflanzliche und tierische Oele und Fette zum gewerblichen Gebrauch, sowie auf verarbeitete Oele und Fette aller Art zu Schmierzwecken ausgedehnt.

Industrien.

Berlin, 2. Dez. In der Bilanzsitzung des Aufsichtsrates der Siemens-Schuckert-Werke wurde der Abschluß für 31. Juli 1914 vorgelegt.

Versteigerungen.

Donnerstag, den 3. Dezember 1914. Gromer, J. Vorsitzender des Ortsgerichts I. Fahrnis-Versteigerung, vorm. 9 Uhr beginnend, Werderstraße 72, Hinterhaus II.

Landwirtschaft.

Der Korbtrieb.

(Nachdruck verboten.)

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Imterei mit Strohförden noch immer ihre Berechtigung hat, und der alte ehrwürdige Stülper wird noch lange nicht, wahrscheinlich niemals von den Bienenständen verschwinden.

Soll die Korbimerei aber gute Erträge abwerfen, so müssen gewisse Anforderungen an den Strohförden gestellt werden. Vor allen Dingen muß der Strohförden die richtige Größe und Form haben.

Nicht ohne Bedeutung ist aber auch der Unterfahrfasten, nur muß er in anderer Weise gebaut sein, als der Aufsatz. Die Rähmchen müssen ungefähr so breit sein, daß sie dem Durchmesser am Korbrande entsprechen.

Literatur.

„Wiener Mode.“ Das soeben erschienene neue Heft bringt zeitgemäß eine Anzahl von Vorlagen für Weibnachtsarbeiten, die keine Mädchen und Knaben ausführen können.

Bom Wetter.

Wetterbericht des Zentralbureaus für Meteorologie und Hydrographie vom 2. Dez. 1914.

Die Luftdruckverteilung ist im Wesentlichen die gleiche wie am Vortag, indem ein Hochdruckgebiet über dem Südosten Europas einer tiefen Depression vor der norwegischen Küste gegenüberliegt.

Wasserstand des Rheins vom 2. Dez. 1914. Schutterinsel 93, gefallen 5, Rehl 196, gefallen 1, Maxau 344, gestiegen 1, Mannheim 253, gefallen 5.

Wetterbericht der Deutschen Seewarte vom 2. Dez. 1914, 8 Uhr vormittags.

Table with 5 columns: Stationen, Barometer, Therm. Celsius, Windrichtung und Stärke, Wetter. Lists various weather stations and their conditions.

Briefkasten.

E. W. Heber die Bedingungen kann nichts gefordert werden. Es kommt nur besonders hochwertige Leistungen in Betracht, über die die Prüfungskommission entscheidet.

Advertisement for Kaisers Brust-Caramellen, highlighting their benefits for respiratory health and digestion.

Advertisement for Konditorei R. Freund, featuring 'Süsse Weihnachtsgrüsse' and 'Waffeltag' on Thursdays.

Advertisement for Café Museum, announcing 'Waffeltag' (Waffle Day) on Thursdays.

Advertisement for Pelz-Reparaturen (Fur repairs) by Frau Allgeier, located at Georg-Friedrichstr. 18.

Advertisement for Unionbrauerei A.-G. Karlsruhe, promoting their export and dark lagers.

Large advertisement for GEBR. LEICHTLIN, featuring a Christmas exhibition of stationery and art supplies.

Advertisement for Die Vogel- u. Fierzichhandlung, offering bird and animal products.

Advertisement for Zigaretten-Liebesgaben (Cigarette gifts) by A. Lehmann.

Advertisement for Expressgutadressen (Express parcel addresses) by G.F. Müllersche Hofbuchhandlung.

Advertisement for H. Bieler, a furniture store specializing in character babies and puppets.